

Meine jüdischen Freunde

Teil I bis Oktober 1938

Silberberg ist eine unter Friedrich dem Grossen erbaute Festungsanlage im Eulengebirge. Laufend braucht man wohl eine halbe Stunde um sie zu durchmessen. Die Mauern liegen leicht schräg und ragen geradezu riesenhaft an. Zu Füssen dieser Festung liegt eine lange Reihe von Kasernen im friederizianischen Stil mit mächtig dicken Mauern. Unterhalb dieser wiederum ein altes Städtchen, sich die Trischlucht hinziehend.

Mein Bruder Walter war gegen Ende des ersten Weltkrieges Offizier bei der Gebirgsmaschinengewehrabteilung, die in Silberberg ihre Garnison hatte.

Meine Mutter und ich besuchten ihn dort im vorletzten Kriegswinter.

Ich selbst war in diesem trübseligen, romantischen Ort in späteren Jahren noch sehr häufig.

Mein Bruder hatte einen Freund, einen jüdischen Stabsarzt, namens Alfred Landsberger, der sich meiner annahm, indem er mir Lateinstunden gab. Mein Vater, der in diesem Jahr meistens in einem Sanatorium lag, konnte nicht eigentlich als Judenfreund bezeichnet werden, jedoch diesen Landsberger liess er gelten, wenn er gelegentlich mit meinem Bruder als Gast in Breslau in unser Haus kam. Auch mir, dem kleinen Jungen, machte er in Silberberg einigen Eindruck, und ich merkte schon, dass er sich von anderen Menschen wesentlich unterschied, obgleich es natürlich ganz falsch wäre zu behaupten, dass Dr. L. mich mehr interessiert hätte als die vielen kleinen Russenpferde der Garnison, auf denen ich mit einer schlichten Decke als Sattel fast beliebig viel umherreiten durfte.

Genauer lernte ich Landsberger allerdings erst kennen in einem Sommer nach dem Kriege, in Tröbnitz, einem Städtchen nördlich von Breslau, wo er eine grössere Gruppe von internierten Griechen zu betreuen hatte und nebenbei etwas Praxis betrieb.

Meine Mutter und ich hatten uns auch dort einquartiert, weil es dort besser zu essen gab als in Breslau und, weil ich auch genauer beobachtet werden sollte, denn mein Vater war an Tuberkulose gestorben. Landsberger untersuchte und behandelte mich laufend. Zudem erlaubte er mir, ihn auf seinen Fahrten zu Patienten zu begleiten, dem Lande zu begleiten. Man fuhr damals im Pferdewagen, und die Entfernungen wurden nach Zigarren bemessen die L. rauchte. Er war ein knapp mittelgrosser Mann, nicht ganz gerade gewachsen, sodass es eben noch mit seiner Stellung als Offizier vereinbar war.

Sein schmales Gesicht empfand ich schon damals als geistig, sein Profil war leicht jüdisch, doch hätte man L. nicht sogleich als Juden erkannt. In seiner Rede lag oft eine leise Ironie, die aber nie verletzend wirkte.

Ich erinnere mich noch an eine Entgegnung auf eine meiner kindlichen Weisheiten: "Woherr weißt du, hat dir ein Soldat gesagt oder hast du geraten?"

Er erzählte mir manchmal von seinen Erfahrungen mit Patienten, besonders unsere gemeinsamen Fahrten füllte er mit solchen Gesprächen aus, z.B. erzählte er, wie gewisse Vorahnungen von Schwangeren über ihre zu erwartenden Kinder eingetroffen wären u.ä.. In Trebnitz liegt auch ein Zisterzienserkloster mit einer sehr schönen prächtigen Kirche der Heiligen Hedwig. Landsberger machte mich damit vertraut, erklärte mir die gotischen und später barocken Formen, er öffnete mir die Augen für Kunst überhaupt. Jetzt wurde mir klar, dass Landsberger ein besonderer Mensch war, und ich fing an, ihm ernsthaft anzuhängen. Er war ein ausgesprochen leiser Mensch, er lachte selten, und wenn, dann immer etwas verhalten. Wenn er mit einem sprach, dann tat er es sehr eindringlich. Es ging eine sehr starke Überzeugungskraft von ihm aus. Wenn man zu ihm ging, kam man immer etwas anders zurück, als man hingegangen war. War man lustig gewesen, kam man stiller zurück, war man betrübt, schien einem die Welt nun nicht mehr so düster. In der Zeit der Judenverfolgung strahlte er auf seine Schicksalsgenossen immer etwas Aufmunterndes aus, obgleich er seine eigene Lage keineswegs optimistisch ansah. Er liebte Ansammlungen von vielen Menschen nicht, ging also, obgleich er Musik sehr gern hatte, nur sehr selten in ein Konzert. Er sorgte vielmehr für eine reiche Sammlung von Schallplatten, Haydn, Mozart, Bach, Beethoven usw. Seine eigentliche Stärke aber war das Zwiegespräch. Selten war mehr als einer bei ihm zu Gast. Er war Lungenarzt, aber viele Patienten kamen zu ihm, um Rat für ihre sonstigen Lebensschwierigkeiten zu bekommen. Landsberger war unverheiratet und machte sich nicht viel aus Frauen, war auch oft ungerecht gegen sie, wohingegen diese zuweilen sehr an ihm hingen. Religiös gebunden war er kaum, jedoch war seine Bindung an das Judentum sehr stark, seltsamerweise eng gekoppelt mit seiner Bindung an das Deutschtum, dessen historische, zumal schlesische Vergangenheit ihm immer leidenschaftlich interessierte. Er kannte und genoss alles, was einen in der Stadt und auf dem Lande an Schönerem umgab: die schlesischen Schlösser und die Geschichte ihrer Besitzer, die kleinen Städte Landshut, Mirschberg, die Klöster - vor allem Grüssau, Heinrichsau, Lebus, Trebnitz mit ihrem Schmuck an Bildern und Figuren. Mit ihm gemeinsam auf kleinen Wanderungen, Land oder Stadt durchstreifend, wusste er es noch alles lebendig zu machen. Oft waren wir im Kloster Grüssau, sei es, dass wir mit der Bahn nach Landshut oder Liebau gefahren und von dort die Strecke gelaufen waren, sei es, dass ich vom Gebirge herabkommend, Landsberger in Grüssau getroffen hatte. Zwischen Liebau und Grüssau gab es in einer Waldlichtung eine vierzehn Nothelfer Kapelle. L. wusste natürlich, wer die vierzehn Nothelfer waren, und an welchen Merkmalen jeder einzelne auf Darstellungen zu erkennen war. Auf dem Weg von dieser Kapelle zum Kloster stand eine steinerne Bank. Landsberger kannte seinen Schiller natürlich

so gut, dass ihm die Stelle im " Wilhelm Tell " , wo dieser an einer Bank sie zögert, sich zu setzen, sogleich einfiel.

Die Religion war für L. weniger eine Glaubens- als eine Schicksalsgemeinschaft, Er-missbilligte der man die Treue zu halten hatte; er missbilligte alle Juden, die zum Christentum übertraten. Er selbst ging oft ,fast jeden Sonntag, zu einer Vesperandacht in eine katholisch Kirche, auch zu Hochämtern und an Feiertagen wegen der schönen Zeremonien und aus Freude an der Musik; die Einzelheiten und die Bedeutung des Ritus kannte er sehr genau. Ich begleitete ihn oft .Davon ist mir eine starke Anhänglichkeit an dergleichen geblieben.

Ich war vom Jahre 1917 bis zu seinem Tode nach den Verfolgungstagen 1938 mit ihm befreundet. Es dauerte allerdings Jahre bis ich "du" zu ihm sagen konnte. Ich besuchte ihn, solange ich in Breslau lebte, mindestens einmal jede Woche. Später, als ich in Agnetendorf wohnte, natürlich immer, wenn ich von dort nach Breslau kam.

Bei diesen vielen Besuchen hatte sich ein gewisses Zeremoniell herausgebildet. Erkannte mich so gut, dass er schon wusste was ich dachte, ohne daß ich etwas zu sagen brauchte. Wir hörten viel Musik von Mozart, Beethoven, Haydn oder Schubert. L. wusste lange Partien aus der deutschen Dichtung auswendig, z.B. aus Schillers Wallenstein und viele seiner Balladen, auch Lenau, aber weniger Goethe. Ich habe das von ihm übernommen und nun auch meinerseits viel auswendig gelernt. Hölderlin brachte er mir nahe, vor allem auch die mittelalterlichen Dichter. Landsberger war nicht sehr gesund und ich saß nicht selten an seinem Krankenbett.

In den Zeiten meiner ersten Begegnungen mit ihm fiel auch meine Zugehörigkeit zum " Wandervogel " .Jetzt wurde ich im Rahmen leidenschaftlicher Freundschaften vom Kind zum Jüngling erweckt. Unter den Wandervögeln gab es auch Juden, aber nur wenige die auch keine eigentümliche Rolle spielten.

Ich habe dem Wandervogel sehr viel für meine weitere Lebensform zu verdanken. Ich lernte, was ein Jungenbund für den Einzelnen bedeuten kann. Ich lernte die tägliche Bedürfnislosigkeit der küsseren Lebensform. Ich lernte auch zu "wandern" ,dh. wochenweite Strecken zu Fuss unterwegs zu sein, im Freien, oder in Scheunen zu übernachten, bei Bauern zu Gast zu sein, denen wir nur unsere Lieder als Gegengabe zu bieten hatten. Ich lernte, träumend am Feuer zu sitzen, dem Spiel der Flammen, Lichtern und Schatten zuzuschauen. Ich lernte, und das ist wohl die Hauptsache dieser ganzen, jahrelang dauernden Bindung, meine liebende Beziehung zu einzelnen Freunden gegeneinander abzuwägen. Wenn ich das so schreibe, hört es sich an, als ob meine freundschaftlichen Beziehungen im Wandervogel etwas mit vernünftigen Überlegungen zu tun gehabt hätten. Nein, so waren sie nicht. Sie waren leidenschaftliche Zuneigung und Abneigung, kaum anders, als später meine Beziehung zu Frauen sich gestalteten.

Nachdem ich etwa 3 Jahre dem Wandervogel angehört hatte, in dem ich schliesslich zum Führer des Kreises Schlesien aufgestiegen war, merkte man, dass meine Bindung an Landsberger stärker war als die an die Wandervogel, die, im Grossen und Ganzen ungeistig war. Man stellte mir in der Runde eines abendlichen Lagerfeuers das Ultimatum: Landsberger oder wir . Ich warf meinen Wandervogelwimpel

4
ins Feuer und entschied mich für Landsberger.
Es folgten nun Jahre der Einsamkeit, die ich trotz un-
veränderter Bindung an Landsberger als drückend empfand.
Ich suchte gleichaltrige Freunde und fand einen solchen
auch schliesslich in meiner eigenen Schulklasse, in
Richard Glass.

Wir hatten uns auf dem Wege zur Schule und zurück kennen-
gelernt, hatten zusammen das Abitur gemacht. Dann in mei-
ner Studentenzeit begann unsere eigentliche Freundschaft,
die viele Jahre dauerte, bis in der Nazi Zeit nach
Amerika auswandern mußte. Richard war wieder ein Jude,
ein Jahr jünger als ich, vielleicht ein bißchen weniger
entwickelt, der ich die Schulung durch Landsberger und
den Wandervogel voraus ihm voraus hatte. Er hingegen
lebte in einer harmonischen Familie. Seine Mutter war für
mich in ihrer damenhaften Ruhe und Gelassenheit, die auch
die lange Zeit einer fortschreitenden Lähmung überdauerte,
eine verehrungswürdige Frau. Sein Vater hatte nur wenig
von ihrer Feinheit. Sein Bruder war ein sympathischer,
harmonischer, nur leider ganz der Technik ergebener
Mensch. Seine Schwester, ein nettes, junges Mädchen,
starb schon bald an Scharlach nachdem ich Richard kennen-
gelernt hatte.

Ich brachte Richard auch zu Landsberger, der ihn in seinem
Freundeskreis als mir gleichberechtigt aufnahm. Wie mit
mir, war auch dieses eine Freundschaft, gleichsam unter
vier Augen.

Mit der Freundschaft mit Richard begann für mich, wie
ich schon damals wußte und noch jetzt aus meinen Tage-
büchern ersehe, ein Zeit, die ich als traumhaft glück-
lich empfand. Wir wanderten zusammen fast jedes Wochen-
ende, im Winter auf Skiern durch die Berge ins offene
Land, besuchten Schlösser, Kirchen und Städte. Im Sommer
machten wir uns gewöhnlich ein Feuer, an welchem wir
Tee kochten oder auch nur so träumend und plaudernd
sassen. Es war ein durch Differenzen kaum je gestörtes
Einvernehmen.

Richard hatte sich einen Schäferhund namens Peter zu-
gelegt, der uns auf unseren Spaziergängen und Wander-
ungen begleitete. Gelegentlich überließ er ihn mir auch
alleine. Als das Tier gestorben war, verliebten wir uns
merkwürdig schnell in einen jungen Setter, die wir unter-
wegs in einem Zwinger sahen. Bald nahm Richard einen,
und, als ich nach Agnetendorf ging, hatte ich einen
zweiten, der noch ganz jung und verspielt war und nach
den Schatten der aufgeschreckten Vögel schnappte.

Einige Tage des Winters 1930/31 hatten wir
uns auf einer Hütte der Niederen Tatra zum Skilaufen
eingemietet. Die Niedere Tatra ist ein Gebirge, nie
höher als das Riesengebirge und reich an Kuppen wie dieses.
Es gab dort sogar noch Bären. Die Hütte wurde von einer
Familie des Herrn Petrla bewohnt und bewirtschaftet, mit
der wir beide gewissermassen zusammenlebten. Sonstige
Gäste gab es, zumal jetzt im Winter, nicht. Man hatte
uns ein kleines Zimmer gegeben, an dessen eisernem Öfchen
wir uns abends und morgens wärmten. Als ich eines morgens

aufwachte, erzählte ich Richard, der neben mir lag, meinen Traum: Ich hätte von einem Mädchen geträumt, das erste Mal in meinem Leben. Ich war immerhin schon 25 Jahre alt, und ich träumte von einer Kommilitonin, Eva Milch, die im Labor eine von mir vergessene Uhr gefunden hatte, die ich mir dann kurz darauf bei ihr abgeholt hatte. "Nun ist es aus mit dir" sagte Richard. Er hatte auch in sofern recht, als sich mein Leben von nun an deutlich veränderte. Ich war sehr verliebt in Eva Milch und ich liebte sie auch wirklich. Natürlich war sie wieder eine Jüdin. Sie war als Kind schon getauft worden, weshalb sie bei Landsberger auf Ablehnung stieß. Auch Richard mochte sie eigentlich nicht.

Meine Mutter hatte Eva sehr gerne.

Unsere Beziehung war nicht nur harmonisch, es ergaben sich oft lange Auseinandersetzungen, besonders, weil sie mit der Arbeit übertrieb, weil sie zu wenig aß, weil sie auf ihr Äußeres zu wenig gab, sodaß ich schließlich zu einem Goldschmied ging, um silberne Haarspangen für sie anfertigen zu lassen. Es nützte alles nichts, die Haare blieben unordentlich. Ich versuchte natürlich, sie in meine Gemeinschaft mit Landsberger und Richard einzugliedern. Das mißlang aber gänzlich, beide lehnten sie ab.

Eva hatte noch einen anderen Freund, Albrecht Proskauer, ein sympatischer Architekturstudent. Erwachte mit mir im gleichen Haus. Er hielt jedoch nicht die Grundsätze, die Platon im "Phädrus" darstellte für das Ziel einer Liebe, so wie ich das tat. Das war wohl der Hauptgrund, weswegen Eva sich mehr und mehr mir zuwandte. Das gemeinschaftliche Leben versuchte ich mit Eva so aufzubauen, wie ich es mit Richard gehabt hatte: Bücher, Wanderungen, Zwiegespräche. Es ging, aber es ging weniger gut als mit ihm. Auf kleinen Reisen gab es immer schwere Verstimmungen. Wenn wir auch z.B. in Dolnoloma, einem Dorf in den Beskiden zweimal sehr glücklich zusammen waren, einen Gedanken der Heirat wiesen wir wegen der nie auszuschaltenden Differenzen weit von uns.

Natürlich lebte ich nicht nur mit Landsberger, Richard, Eva und meiner Mutter allein auf der Welt. Ich traf auch Kommilitonen, mit denen ich ins Gespräch kam. Aber meist waren auch diese Juden. Sie erwiesen sich als interessierter, geistig beweglicher als die sogenannten Arier. Zu meinen wenigen nichtjüdischen Freunden gehörte Hans Habel. Er war auch ein Mediziner und ein sehr talentierter Maler. Joachim Bannes, der Philosophierende und Willi Schürer, der jüngere Mediziner. Mädchen kannte ich keine außer Eva und ihrer ebenfalls jüdischen Freundin, Fräulein Guttman.

E. und ich hatten das Staatsexamen gemacht und den Dr., sie natürlich etwas besser als ich. Ich unternahm mit Richard eine Italienreise, auf der ich gleichzeitig für E. und mich Tagebücher schrieb. Wir alle lebten vorläufig still dahin.

Die Politik aber begann jetzt mit dem Nehen des Nazionalsozialismus uns zunehmend zu beunruhigen. Landsberger fürchtete ein Nachlassen seiner Praxis. Die Kassen wurden ihm entzogen, er meinte, er würde zu wenig verdienen.

Bei aller Mühe, es sich nicht anmerken zu lassen, sah man doch an den Spuren in seinem Gesicht, daß der Mut ihn zu verlassen schien. Er wurde schmaler und blasser.

Richards Geschäft ging auch zurück, er musste zusammen mit seiner Mutter eine andere Wohnung nehmen, sein Bruder war schon nach Amerika ausgewandert.

Eva und ich berieten sehr oft was wir tun sollten.

Ich fühlte mich in diesem antisemitischen Deutschland völlig vereinsamt. Ich wollte irgendwo dazugehören.

Ich suchte einen Rabbiner auf, vielleicht konnte ich Jude werden. Es wurde mir aber klar gemacht, daß jede man Jude nicht werden könne, sondern als Jude geboren sein muß.

Auf unseren Wanderungen hielten Eva und ich zuweilen angesichts eines Bauernhofes inne, sahen dem Treiben der Leute zu, und überlegten, ob wir nicht vielleicht heiraten und Bauern werden sollten. Aber wir meinten, das Britte Reich würde nicht lange dauern, und es lohne sich das Umsatteln nicht. Ob wir dem Landleben auf die Dauer gewachsen sein würden, war uns auch zweifelhaft, denn E. hatte immerhin einen schweren Herzschaden.

Politisch gesehen gab es in jener Zeit alarmierende Symptome, die wir allerdings in ihrer Tragweite unterschätzten. Es fuhren Lastwagen voller Nazis die Straßen entlang mit der Aufschrift, "Juda verrecke".

Ich machte eine Vertretung bei einem Arzt in der Nähe von Zobtn. Ständig mußte ich dort den Naziliedern zuhören, die aus den Lautsprechern tönnten. Das war mir unerträglich. Als ich eines Tages als Assistent im Krankenhaus Dienst hatte, kam plötzlich ein Krankenwagen angefahren, aus dem heraus ein Mann laut und hemmungslos brüllte. Ich hörte, es war ein Jude, den man aufgegriffen und verprügelt habe.

Ich ging durch die Taschenstraße in Breslau und sah einen SS Mann vor einem jüdischen Laden im Imponiergehabe Wache stehen, um die Kunden vor dem Betreten des Judenladens zu warnen.

Ich stand mit einem Assistenten am Fenster, er versuchte mir klar zu machen, daß es doch ganz einfach und das Leben sehr erleichternd sei, wenn man der Reiter SS beitrete.

Alles sonst blieb aber bei uns vorläufig ruhig, bis ich eines Tages von der Ärztekammer einen Warnungsbrief bekam, daß ich mit der jüdischen Ärztin E.J. Milch freundschaftliche Beziehungen haben sollte, was nicht erwünscht sei. Nun wurde die Sache kritisch.

Ich kündigte die Stellung die ich hatte, unter dem Vorwand, daß ich eine Schiffsarztstelle annehmen wollte.

Eva wurde in ihrer Stellung gekündigt. Nun hatten wir beide Ruhe, aber keine Positionen. Für sie war das sehr viel schwerer als für mich, der ich ich eigentlich ganz gerne mal eine Weile nichts tat.

Eva hatte Freunde, die ihr vorschlugen, zu ihnen als Haus-
tochter nach Italien zu gehen und dort eine Weile zu blei-
ben. Sie folgte ihnen nach Marina di Pisa und arbeitete
dort fieberhaft, wie sie es von Natur aus mußte. Ich selbst ^{Schrieb}
an einen schwedischen Professor, den ich in Stockholm
kennengelernt hatte, ob man nicht dorthin auswandern könne.
Er gab keinen positiven Bescheid. Ich nahm die Verbin-
dung mit einer jüdischen Bekannten von Richard auf, wir
gingen zusammen spazieren, gingen in den Zirkus, tranken
grüne Brauselimonade, sie tanzte mir zuweilen nach Platten-
musik vor, um mich abzulenken. Das gefiel mir, aber wir ver-
liebten uns nicht in einander.

Die Bedingungen fürs Heiraten wurden zusehends schwieriger
und E. und ich beschlossen es ^{trau dem} zu tun und zwar in Wiesbaden,
weil es dort eine "arische" Familie "Milch" gab. Beschlossen
kann man eigentlich nicht recht sagen, eher, wir schlitterten
in den Beschluß hinein, und hofften, in Wiesbaden keine
Schwierigkeiten zu bekommen, dh. mit dem Namen Milch nicht
auffällig zu werden. In Wiesbaden lebte auch ein nicht-
arischer Verwandter von mir, Sasha Prüssian, ein Arzt, bei
dem ich einige Tage wohnen konnte.

Ich vereinbarte nun mit Eva in Pisa telegraphisch, daß
wir uns in Wiesbaden treffen wollten.

Sasha Prüssian war ein etwa 70 jähriger, sehr sympatischer
Arzt, bei dem ich mich sogleich wohlfühlte. Er hatte seine
Frau und die Tochter vor kurzem verloren und fühlte sich
unter den neuen Verhältnissen vereinsamt. Einige Monate
später brachte er sich mit Gas um. Ich mochte ihn von
vornherein sehr gerne und begleitete ihn auf seinen Praxis-
gängen. ~~Ma-Ess~~ Zu Evas und meinem Schicksal konnte er na-
türlich auch nichts Neues sagen. Auf einem der Empiretische
seiner Wohnung sah ich ein Gästebuch liegen und schlug
ein Gedicht auf:

Ich gehe einen falchen Weg
und geh ihn bis zum End
ein schwerer Weg,
ein leerer Weg,
der keine Blume kennt

Das war ja nun genau das, was ich brauchen konnte....
Nach ein paar Tagen kam E. aus Italien, braun und mager.
Sie machte mich mit Ihrer Zuneigung richtig glücklich.
Das hatte ich auch nötig, denn inzwischen hatte ich mehrere
wen Briefe von meinem Bruder erhalten, in denen er mich ~~E~~
glatt für verrückt erklärte.
Mit Eva meldete ich mich vorläufig am Standesamt an, denn
wir hatten erfahren, daß ein Aufgebot dort ein halbes Jahr
Gültigkeit hat. ~~Nach~~ ihrer Herkunft wurde sie nicht gefragt.

Wir machten nun noch einige Ausflüge, auch nach Mainz,
wo wir uns den Dom sehr gerne ansahen, den ich früher mit
Richard schon einmal gesehen hatte. Mich freute besonders
an Eva, daß trotz dringenden Kummers und aller Ungewissheit
für die nächste Zukunft ihre Aufnahmefähigkeit für Kunst-
schönheit keineswegs erloschen war.
Sasha Prüssian brachte nun den Plan auf, wir sollten doch,
wenn wir uns nach einem Ort für eine mögliche Praxis um-
sähen, vorher einmal zu einem Professor Fränkel nach Heidel-
berg fahren und uns mit ihm beraten. Er sei auch Jude und
ein sehr angesehener Professor an der Universität.

Wir fuhren also mit meinem Motorrad nach Heidelberg, wo wir ein sehr schönes Zimmer in einem in der Altstadt gelegenen Hotel bekamen, in dem ^{ich} leider etwas krank wurde und schlecht essen konnte. Diese Nagengeschichte ist mir viele Jahre geblieben.

Gleich am ersten Tage fuhren wir zu Prof. Fränkel. In einem Arbeitszimmer seiner Wohnung mußten wir eine Weile warten und konnten Eisenabgüsse fossiler Fische an den Wänden betrachten. Dann kam ein kleiner, gebückter, grauer Mann mit verwittertem Gesicht, setzte sich so, daß er selbst im Schatten saß, wir aber im Licht und hörte sich unsere Geschichte mit vielen umständlichen Zwischenfragen sehr genau an. Er war selbst von der Universität ohne Pension entlassen worden, obwohl er der weltbekannte Erfinder der Strophantinterapie war. Er kannte also unsere Probleme sehr genau. Seiner Frau und seiner Tochter war es ebenso ergangen. Er sagte übrigens sehr bald "du" zu uns. Eva nannte er Kätzchen, ich bekam einen anderen Namen, den ich aber vergessen habe. Er wirkte aufmunternd, bestellte uns aber für den nächsten Tag wieder, weil er das Ganze überlegen müsse. Am nächsten Tag waren wir wieder pünktlich bei Prof. Fränkel. Er hatte leider inzwischen mit Shasha Prüssiam telefoniert und war nun nicht mehr so optimistisch wie am Tag zuvor. Wir lernten auch seine Frau kennen, eine schmale, reizende Friesin. Man riet uns jetzt ganz konkret, entweder auszuwandern oder uns zu trennen. Das Gespräch zog sich zwei Stunden hin und E. war danach ganz zerschmettert.

Auswandern war für mich ein schrecklicher Gedanke, weil ich mit allen Fasern an der schlesischen Landschaft, meiner Mutter und den dort lebenden Freunden hing. Eine Trennung aber wäre mir ^{wie} ein Verrat an Eva erschienen. Wir bestiegen also wieder unser Motorrad und fuhren einfach auf gut Glück neckaraufwärts. Wir hofften, irgendwann einen Ort zu finden, wo ein Arzt Platz hatte.

Wir kamen nach Gammelsbach im Odenwald, einem stillen Ort, der mit einigen Wassermühlen in einem rings von hohen Buchenwäldern eingefassten Wiesental liegt. Keinerlei Fremdenbetrieb. Wir bekamen ein freundliches Quartier bei einem Handwerker, wo wir zwei Wochen blieben. Diese zwei Wochen waren das erste Mal in unserem Leben und leider auch das letzte Mal, wo wir ohne Differenzen zusammenlebten.

Wir sprachen viel über einen Plan von Alfred Landsberger, nämlich in Agnetendorf im Riesengebirge eine Praxis zu eröffnen. Es gab dort ein Kinderheim, das den jüdischen Damen Höniger gehörte, die den Kreis meiner Patienten sicherlich erweitern würden. Auch Gerh. Hauptmann sollte dort leben. Mir sagte dieser Plan sehr zu. Auch Eva hatte nichts dagegen. Von Gammelsbach aus gingen wir viel spazieren zu den Nachbardörfern durch die mächtigen Buchenwälder. Jeden Abend ein stiller Gang im Bereiche der Burg. Mit den Dörflern kamen wir gut aus, wir mochten sie und sie uns auch. Das war uns wichtig mit Rücksicht auf unsere Zukunft.

Das Wetter wurde schlechter und Eva wollte etwas beginnen, also beschlossen wir über Speyer und Worms in Richtung Wiesbaden zu fahren. In Speyer betrachteten wir den Dom sehr genau, mochten aber nur die kaum renovierte Krypta.

^{besuchen}
~~besichtigten~~ Wir den
 InWqras ~~besichtigten~~ im selben Dom, der sehr viel
 harmloser ist, als der von Speyer, weil Restaurato-
 ren ihn nicht ~~unverletzt~~ übermalt hatten. ~~mit~~ Eva ^{Sass}
 sehr lange vor einer gotischen Madonna im linken Seiten-
 schiff. Sie wollte nicht sagen, was an dieser gewiss-
 sehr schönen Statue sie so ungewöhnlich fesselte.
 In der folgenden Nacht gestand sie mir, daß sie die
 goldenen Sterne auf der Innenseite des Mantels ^{gezählt}
 habe. Wenn es eine ^{gerade} Zahl sei, wollte sie weiter-
 leben, andernfalls wollte sie sterben, weil das weitere
 Leben keinen Sinn mehr habe. Das hereinbrechende Dunkel-
 heit aber habe dem Zählen ein Ende gemacht, so daß sie
 nun nicht wisse, ob die Zahl der Sterne eine gerade
 oder eine ungerade war.
 Wir beendeten unsere Reise schnell, das Aufgebot in
 Wiesbaden ließen wir erst einmal warten. Wir konnten ^{ja}
~~erst~~ später darauf zurückkommen. Er ^{begab sich} nach England,
 wo sie eine vorübergehende Stellung bekommen konnte;
^{fuhr} ich mit meinem Motorrad nach Breslau. Die Heiratsbe-
 dingungen wurden in den ~~letzten~~ ^{nächsten} Wochen ^{ver-}
^{schärft}er, so daß wir, wenn wir ^{es} überhaupt tun wollten,
 es gleich tun mußten. Ich rief E. aus England ^{zurück} wir
 trafen uns wieder für einige Stunden in Wiesbaden und
^{dort} wurden standesamtlich getraut. Schon, als wir die stei-
 nernen Treppen des Rathauses heruntergingen, wurde mir
 klar, daß ^{ich} wir ein großes Unheil heraufbeschworen hatten.
 In der Eisenbahn auf dem Heimweg nach Breslau setzte sich
 ein Bekannter zu uns, den ich während meines Philoso-
 phiestudiums kennengelernt hatte. Er war inzwischen
 Theologe geworden und hielt uns eine regelrechte Ein-
 segnungspredigt, ohne etwas von unserem speziellen
 Schicksal zu wissen. Das war schier unerträglich.
 E. kam nicht mit nach Breslau in ihre Wohnung, sondern
^{fuhr} zu Verwandten nach Liegnitz, weil sie das ^{Gerede}
 und Gefrage im Verwandten- und Bekanntenkreis fürchtete.
 Ich ging nach Breslau und lebte wieder bei meiner
 stillen und vernünftigen Mutter und begann, meine Praxis

für Agnetendorf vorzubereiten, das heißt, ~~alles an die~~ ^{beschaffen} Instrumenten zusammenzukaufen, dort eine Wohnung zu nehmen und mich einzuführen. Wichtiger als dieses war ^{mir aber} meine Begegnung mit Richard, der mir Mut machte, mich in das nun einmal Gegebene zu schicken. Wir gingen, von unseren Settern begleitet, auf den Zobdenberg. Wir ~~sahen~~ ^{sahen wir} Amüsiert den verschiedenen Temperamenten der Hunde zu, wie der ^{ganz kindliche} Bolld mit seiner Lust zu spielen von dem ^{ständig missverstandenen} älteren Setz, der nur ernstere Dinge, besonders solche die Fortpflanzung betreffende, ^{im Sinne hatte} ~~ständig missverstanden wurde~~. Das Hauptthema unseres Gesprächs war jedoch meine Beziehung zu E. . R. wies mich auf das Buch Hiob hin, wo ~~jedoch~~ nachgewiesen wird, daß die Freiheit des Menschen eben darin besteht, daß und wie er mit seinem Schicksal fertig wird. Nach dem Abendessen sahen wir vom Zobdenberge die Sterne am Himmel, vor allem ~~unseren~~ Castor und Pollux, die wir schon vor ^hvielen Jahren als Sinnbilder unserer Freundschaft erwählt hatten. Während Richard mir wirklich Mut gemacht hatte, das Schicksal ^{meiner} ~~unserer~~ unglücklichen Verheiratung auf mich zu nehmen, ^{reagierte L.} ~~war~~ ganz anders bandsberger, der mir diesen Schritt wohl etwas übelgenommen hatte. Immerhin tat er für mich, was er konnte, indem er mich in Agnetendorf bei den Damen Höniger einführte. Agnetendorf ist ein kleiner Ort von etwa tausend Einwohnern, Am Fuße des Riesengebirgskammes, gerade unter den Schneegruben, wo drei kräftig rauschende Bäche sich treffen. Wiesen liegen zwischen den meist bäuerlich niedrigen Häusern. Einige größere Häuser von ^{Zugezo-}genen fallen aus dem Rahmen: das burgartige, allerdings schon ganz in Fichten verborgene Haus Gerhard Hauptmanns im oberen Teil des Dorfes, die Jugendstilhäuser des Landschulheims Höniger, ^{im Oden,} die große Villa der Familie Vossberg-Reckow, in der Mitte, Bayers Hotel am Treffpunkt der Bäche. Als ich das erste mal den Zukunftsort meiner Praxis aufsuchte, waren es sorecht die sonnigen Tage der jüdischen Feiertage, während denen ich ^{so} manches Mal mit Richard zusammen das Gebirge, ^{die} ~~seine~~ Matten und Wälder durchstreift hatte. Die Glocken der weidenden

Kühe bisselten allenthalben. Die Sonne strahlte auf die sich verfärbenden Dachsen, und Bollo, der Hund, schien sich ganz zu Hause zu fühlen. Der Gedanke, diesen Ort, den man sonst nur für ein paar Feiertage aufgesucht hatte, nun für immer um mich zu haben, hatte etwas Beruhigendes ja Beglückendes.

In Agnetendorf hatte ich eine kleine Wohnung gefunden, bestehend aus einem großen Zimmer mit mächtig großen Fenstern, nach einem steil ansteigendem Garten gelegen. Ich hatte mir diesen Raum durch einen Vorhang in zwei Teile geteilt, der eine für die Praxis, der andere für eine Couch, die Bue er und einen Tisch mit meinem Ledersessel. Eine anschließende Kammer nahm die Röntgenanlage auf und Bollo, der Hund, wohnte dort nachts und während der Sprechstunden. Ich hatte auch einen Warteraum, in dem gerade drei Leute sitzen konnten, und ein kleines Ladezimmer. Meine Mutter hatte mir alles eingerichtet und wohnte noch einige Wochen in Agnetendorf, was mir sehr lieb war. E. blieb ^{erstweilen} noch in Breslau, was mir gleichfalls sehr lieb war, weil ich Auseinandersetzungen fürchtete.

Ich lebte einige sehr glückliche Wochen, viel mit dem Hund spazieren gehend, auswendiglernend: Gedichte von Schiller, Lenau, Eichendorff, Hölderlin, u.a., von denen ich sehr viel heute noch weiß. Jeden Morgen ~~seien~~ machte ich einen weiten Spaziergang mit dem Hund auf die Bismarckhöhe und zurück zu unserem Garten, der oben in einem Tennisplatz endete. Zur Sprechstunde um acht Uhr war ich wieder zurück. Viele Leute kamen nicht in diese, mehr als drei hatten ja auch gar nicht Platz im Warteraum. Wie üblich mußte ich mich auch bei den Honoratioren des Dorfes ~~sein~~ vorstellen. Ich sagte, daß ich verheiratet sei, aber vorläufig nicht, daß ^{der} ~~meine~~ Herkunft ^{nach} Jüdin war. Ich hatte auch die Familie Vossberg-Reckow besucht. Herr Vossberg wollte mir nun seinen Gegenbesuch machen und kam zu diesem Zweck in Gehrock und Zylinder. Ich empfing ihn voller Verlegenheit, denn ich wußte in meinen engen Verhältnissen nicht, wohin mit dem Zylinder, wohin mit dem Gehrock. Ich habe später von Herrn Vossberg wegen des enormen Wissens des alten Herrn große

Achtung empfunden: er kannte alle Vögel, alle Pflanzen, um die ich mich noch bemühte. Er war für damalige Verhältnisse weit gereist. Seine Frau war noch immer eine Schönheit. Meine Beziehung zu dieser Familie entwickelte sich geradezu freundschaftlich. Die beiden verkörperten in ihrer ganzen Lebensführung das Wesen des kaiserlichen Berlins, in dem sie früher gelebt hatten. Eines Abends traf ich dort Gernart Hauptmann mit Frau und Sohn. Anschließend nahmen mich Hauptmanns noch mit zu sich ins Haus "Wiesenstein". Auch diese Beziehung wurde fast freundschaftlich, wenn man bei dieser ~~Beziehung~~ ^{dabei} den gegebenen Abstand zwischen mir und Hauptmann nicht vergißt. Politisch war ich mit Vossberg und Hauptmann ganz der selben Meinung.

Es kam die Zeit, wo man Evas Entreise von Breslau nicht länger hinauszögern konnte.

Die Wohnung konnten wir um zwei Räume und eine Küche vergrößern, so daß der Einzug von Evas Möbeln ohne Schwierigkeiten vor sich ging. Unsere Beziehung entwickelte sich, wie erwartet, nicht sehr gut. Es gab viele Meinungsverschiedenheiten, ich weiß aber nicht mehr, auf welchem Gebiet. Wir konnten nicht mehr richtig spazieren gehen, wir fanden beim Spaziergange keine gemeinsamen Themen, wir waren zwei Einzelpersonen, die da gingen.

E. hatte schon öfters Selbstmordabsichten geäußert, die ich aber glaubte, ^{sie} ihr ausgeredet zu haben. Ich hatte ihr die Tabletten, die sie zu schlucken vorgehabt hatte, fortgenommen. Ich hatte lange mit ihr gesprochen.

Nun war ein jüdisches Mädchen im Landerziehungsheim Königer an einer Mittelohrentzündung schwer erkrankt. E. hatte eine Nacht neben ihr gewacht, die nächste Nacht wachte ich bei ihr. Als ich morgens heimkam, fand ich E. im Zustand schwerer Benommenheit und Beeinträchtigung des Kreislaufs. Sie war ganz heiser und kaum zu erkennen. Ich machte für das Herz die notwendigen Injektionen und rief einen Internisten aus Warnbrunn, der auch sogleich kam. Ich war eigentlich selbst weniger beunruhigt, als daß ich das Bedürfnis gehabt hätte, Alarm zu schlagen. Ich rief auch Evas Bruder in Wolfssau an, der nicht zögerte, sofort zu kommen. Wir alle meinten, daß keine große Gefahr vorläge, daß aber der Aufenthalt in einem Sanatorium für E. wünschenswert sei.

E. kam in das Sanatorium des Barons von Gobsattel nach Fürstenberg in Pommern, nördlich von Berlin. Die Briefe, die ~~von ihr~~ ^{sie} von dort

Und ich hatte die Bestätigung dafür, daß es

die Liebe, die mir seit jeher als das Höchste gilt, die Alfred nie ganz verstanden hat und immer mit einem gewissen infantilismus in meiner Person zu erklären versuchte, glücklich gibt. Der Baron und E. haben sich offensichtlich lieb, sagen "du" zueinander, gehen gelegentlich Arm in Arm, geben sich wohl gelegentlich einen Kuß. Deswegen hat E. mich nicht weniger lieb, und ich sie auch nicht. Am Abend zu dritt zusammen in einem Café, der Baron und ich sagen jetzt auch "du" zueinander. Ich war so von ihm gefangen, daß ich auch bereit gewesen wäre, alles für diesen Menschen zu opfern. "Wo sollen die klugen Christen ihre Frauen hernehmen, wenn es keine jüdischen Mädchen mehr gibt?" fragte er. Weder E. noch ich hätten übrigens dem Baron die Zumutung der Zuverlässigkeit gestellt. Wir wären beide nicht verwundert gewesen, wenn wir nie wieder etwas von ihm gehört hätten. Wir meinten, solche Genialität ist genug dadurch, daß sie ist, an ein bestimmtes Vorhaben kann sie nicht binden.

In Anetendorf fühlte ich mich mit E. zunächst einmal recht harmonisch. Wir spazierten viel mit dem braunen Hunde im Wintersonnenschein und der Baron war oft in Gedanken mit uns zusammen. Es kamen Tage, wo E. wieder deprimiert war, was aber durch Briefe, die fast täglich aus Fürstenberg kamen, wie schnell wieder aufgehellt wurde. Nach etwa vierzehn Tagen hatte E. wieder einen Rückfall ihrer Verstimmung, was aber durch Richard, der zu uns zu Besuch kam, für eine Weile wieder ausgeglichen wurde. Es kamen aber doch wieder Abendstunden, wo ich mit dem Hunde im Dunkel des Waldes in der Nähe einer Wildhütte weich und warm gebettet saß, auf die Täler herab schaute und recht glücklich war, allein zu sein, ja Furcht hatte, zu E. hinunter in unsere Wohnung zu gehen, weil ich Auseinandersetzungen voraussah. Es folgten jetzt eine Reihe von Jahren, die ich im zusammenfassenden Rückblick eigentlich als trostlos bezeichnen muß, wenn ich mich auch an einzelne glückliche Tage, ja Wochen erinnere.

Diese Notizen sind ja eigentlich als Erinnerung an meine jüdischen Freunde gedacht, ^{Es ist daher} also ist es natürlich, wenn meine Mutter nicht häufig erwähnt wird. Aber in der folgenden Zeit, in der die Frage der Auswanderung oder Niederlassung, der Scheidung oder Heirat eine so große Rolle spielte, muß sie doch in ihrer für mich entscheidenden Wesensart betrachtet werden.

In meinen frühesten Erinnerungen ging meine Mutter immer in Schwarz, weil ein, wie man sagte, besonders netter Bruder von mir, mit sieben Jahren gestorben war, als ich etwa ein Jahr alt war. Dann kam der Erste Weltkrieg. Meine älteren Brüder meldeten sich

freiwillig, galt er von der Unversehrtheit und Fritz von der Schulbank weg. Mein Vater erkrankte an einer Wirbelsäulenaffektion, mußte jahrelang zuhause im Gipsbett liegen oder in Sanatorien ^{zu} sich aufhalten. Fritz kam in den letzten Tagen des Krieges an der Front um, ^{vielleicht} ~~er~~ freiwillig, weil er das unglückliche Ende des Krieges nicht überleben wollte, wie Landsberger meinte, und mir unter der Hand sagte, ^{wer es} ~~oder durch~~ Zufall. ^{weiß es} ~~was~~ ^{weiß es} ~~man~~ nicht genau. Mit Landsberger, der in jener Zeit in mein Leben trat, hat sich meine Mutter immer ausgezeichnet verstanden, ~~wie~~ ^{er} wurde oft von uns eingeladen und wir saßen friedlich mit ihm z.B. unter dem Weihnachtsbaum zusammen.

Die kritische Zeit meiner Wandervogelmitgliedschaft hat meine Mutter immer voll Güte überbrückt. Meine Studentenzeit, in der ich nicht nur mein Studium wechselte, sondern auch daheim recht schwierig war, weil ich ein leidenschaftlich, fast schrullig durchgeführtes System der Selbstdisziplin auf mich anwandte, so daß man wohl Sorgen um mich haben konnte, hat sie, mich gewissermaßen an langer Leine führend, und mit Zutrauen zu mir, gut überstanden.

Es kam ^{die} ~~eine~~ Bindung an Eva, während der sie mich auch nicht aus dem Auge verlor, sondern mich nach Kräften unterstützte, mir Mut machte und verstand, daß ich Eva nicht lassen konnte. Jetzt, während ich in Agnetendorf meine neue Praxis aufbaute, lag sie in Breslau, immer kränklich, oft richtig krank, so daß ich sie nie mit gutem Gewissen allein lassen konnte, sondern immer fürchten mußte, längere Abwesenheit würde ihren Tod verursachen. In Agnetendorf, wo sie sehr gerne war und auch ich sie sehr gerne sah, konnte sie sich nicht länger als wenige Wochen aufhalten, weil das Klima ihr nicht bekam und das Gelände ihr zu steil war.

Die Situation wurde nun für uns alle denkbar kompliziert. Wie E. und ich vor der Heirat nicht gewußt hatten, ob heiraten oder nicht, wußten wir jetzt nicht, ob wir uns trennen sollten oder nicht. In den Monaten, während deren sie an meiner Stelle die Praxis in Agnetendorf ~~alle~~ ^{alleine} versorgte, hatte sie sich bei der Bevölkerung einen ungewöhnlich guten Ruf erworben, trotzdem man ^{inzwischen} ~~allgemein~~ wußte, daß sie jüdischer Abstammung war. Auch eingefleischte Parteigenossen, wie zum Beispiel der Ortsgruppenleiter der NSDAP gingen vertrauensvoll zu ihr oder schickten ihr ihre Frauen als Patientin. Mehrfach wurden wir beide zu Abenden bei Genard Hauptmann einladen, einmal kam auch ihr Bruder Werner ^{Ein} ~~ein~~ mit uns. ^{Ein} ~~ein~~ dieser Abende war leider mißglückt, weil Hauptmann den Nynhaer Peperkorn (Thomas

Mann, der Zauberberg) herauskehrte und mir ein schrecklicher Sonnenbrand im Gesicht erblühte, sodaß Hauptmann glaubte, ich stürbe am Anstand wie Tycho de Brahe und mich ins Freie geleitete, damit ich meine Blase entleeren könne, was ich gar nicht nötig hatte. Der andere Abend mit E. und Werner Milch bei G. Hauptmann war desto gelungener, weil H. auf Apollonius von Tyana zu sprechen kam, über den er ein Buch zu schreiben gedachte, eine Art Eulenspiegel des Altertums. Apollonius lebte zur Zeit Christi und spielte sich als solcher auf.

Mit E. gab es weiterhin schreckliche Differenzen und Missverständnisse. Wir hatten uns z.B. in Berlin getroffen, sehr harmonische Tage in einem Hotel an der Friedrichstrasse verbracht, wo ich sie zeichnete, wo wir auch Museen besuchten. Auf dem Wege zum Bahnhof jedoch beschlossen wir uns zu trennen, was wir aber dann doch nicht fertigbrachten, sondern E. kam wieder nach Agnetendorf und das alte Spiel begann von Neuem.

Sie muß mich wohl sehr gern gehabt haben, denn eines Abends, als sie mir wie gewöhnlich Obst aus Bett brachte, drückte ich ihr mit entsprechenden Worten meine Dankbarkeit aus. Sie antwortet: "wenn ich dich wirklich sehr gerne hätte, würde ich, ohne daß du etwas vorher davon wüßtest, verschwinden und du würdest mich nicht mehr zu sehen bekommen." Ein anderes Mal hatten wir in Breslau verabredet, uns zu trennen. In der Bahn nach Agnetendorf sitzend, konnte ich aber den Gedanken der Trennung nicht ertragen, ich stieg an der ersten Station aus, fuhr mit dem Gegenzug zurück nach Breslau und holte E. nach. Die wirkliche Trennung und Scheidung wurde in Hirschberg, in E.s Abwesenheit im Jahre 1938 mit ihrer Zustimmung amtlich ausgesprochen. E. ging zunächst als Hebamme nach London, von dort als Missionsärztin nach Afrika, wo sie, wie sie-~~sehen~~ es schon immer ihr Wunsch gewesen ist, in einem Dorf, wohl ähnlich Lambarene, tätig war. Dort lernte sie einen älteren Engländer, der die Lebensmittelversorgung des Ortes organisierte, kennen und schätzen. Später, als sie Afrika wegen einer Malariainfektion verlassen mußte, heiratete sie diesen Mann in New York. Sie war dort weiter im karitativen Sanitätsdienst als Ärztin tätig.

Ich selbst mußte, um die Kassenzulassung zu erreichen, noch ein Jahr als Assistent arbeiten. Die erste Hälfte dieser Zeit ermöglichte mir sehr mutig ein Prof. Rahm aus Breslau. Mutig deswegen, weil er einen neuen Assistenten, der ihm gedroht hatte, mich zu denunzieren, innerhalb von Minuten hinauswarf. Die zweite Hälfte meiner Assistentenzeit absolvierte ich bei Prof. Goebel, dem Schwiegervater meines Bruders, dessen Mut man auch loben muß, weil er überhaupt riskierte, mich zu beschäftigen. E. hatte mich währenddessen aufs Beste in Agnetendorf vertreten und ich hatte immer einige wirklich glückliche Wochenenden bei ihr, doch fuhr ich dort immer gerne nach Breslau zurück, wo ich behaglich bei meiner Mutter leben konnte und oft mit Landsberger und Richard zusammentraf.

Richard machte einen früh gealterten Eindruck, wenn es man ihn, ohne daß er davon wußte, auf der Strasse beobachtete. Vielleicht war das bei mir selbst ebenso. R.s Geschäft ging zusehends zurück, er mußte seine Einrichtung verkaufen, wobei eine kleine

eine kleine Waage für mich abfiel, die ich viele Jahre auf meinem Labortischchen quasi als Heiligtum aufgestellt hatte. Bei seinen Bemühungen, Englisch zu lernen, begegnete ihm ein englisches Mädchen, eine Miss Quinn. Er kam mit ihr auch nach Agnetendorf, um sie mir vorzustellen. Ich war von ihrer Schönheit, ihrem damenhaften Anmut so begeistert, dass ich ihm dringend riet, nur ja zuzugreifen. Kaum waren die beiden aber abgereist, fiel mir mit Schrecken ein, dass die Schönheit des Mädchens wohl kaum das dreißigste Lebensjahr überdauern würde und ein geistiges Äquivalent für Richard nicht gegeben war. Ich setzte mich also in die Bahn, fuhr nach Breslau, wo ich Richard genau das Gegenteil von dem riet, was ich ihm vorher gesagt hatte. Er machte dann mit dem Mädchen eine Reise nach Malcesine, wo sich die beiden offenbar gut miteinander vertragen hatten. Vor seiner Auswanderung nach Amerika kamen sie aber doch irgendwie auseinander. In Amerika lernte Richard Helen Malone kennen, die Miss Quinn an Anmut und Schönheit nicht nachstand, sie aber an Substanz bei weitem übertraf. Er heiratete und hatte mit ihr drei reizende Kinder, die ich in Italien kennengelernt habe, hatte jedoch unter dem Eindruck von steuerlichen Schwierigkeiten eine Depression bekommen, in deren Verlauf er zu Tabletten griff und in einem Hotel aus dem Leben schied.

Landsberger, den ich immer, wenn ich in Breslau war, besuchte, hatte sich unter dem Eindruck der letzten Jahre etwas verändert. Sein Gesicht war noch schmäler, ernster und herber geworden. Bilder aus jener Zeit zeugen davon. Eines Tages kam er zu mir, ich glaube, es war eines der letzten Male, wo ich ihn sah, er bat mich, ihm ein Klavierkonzert von Beethoven, welches er mir einmal geschenkt hatte, auf dem Grammophon vorzuspielen. Er saß in einem Ledersessel, als ich die Platte aufgelegt hatte und ich konnte ihn von der Seite betrachten. Er machte den Eindruck eines verlassenem Mannes.

Das Konzert konnte ich nur mit Mühe ertragen und ich kann es bis zum heutigen Tage noch immer nicht hören. In Landsbergers Kreis hatte sich ein etwa 15-jähriger jüdischer Junge, Heinz Kempe, eingefunden, der auch zuweilen zu mir nach Agnetendorf zu Besuch kam. Ich fand ihn sehr nett und konnte mich gut mit ihm unterhalten. Kempe lernte hier auch Erhart Kästner, den Sekretär von Gerh. Hauptmann kennen, der ihn wiederum zu sich nach Dresden einlud. Dieser Kontakt entwickelte sich aber weniger gut. Von großer Bedeutung für Heinz Kempe aber wurde die Bekanntschaft mit Fräulein Pauli, einer Agnetendorfer Malerin, die für ihn durch ihre englischen Freunde die Brücke nach England schlug, auf der er nach der Verhaftungswelle im Jahre 1938 über England nach Amerika entkommen konnte, wo er heute als angesehenener Mediziner lebt. Während ich in Agnetendorf lebte, war, kam das Jahr 38 mit seinem furchtbaren Oktober, wo unter der Hetze der Nazis der Sturm auf die jüdischen Geschäfte, Synagogen und auch auf die Privatpersonen begann. Alfred Landsberger und Heinz Kempe wurden auf offener Straße ergriffen. Heinz Kempe ließ man wegen seiner Jugend wieder laufen, Landsberger wurde nach dem Lager Buchenwald gebracht, von wo er nach wenigen Tagen als tot gemeldet wurde. Es kann wohl sein, daß er den unter den rüdesten Bedingungen vollzogenen Transport mit seiner labilen Gesundheit nicht überlebt hat. Es kann auch sein, daß er auf gewaltsame Weise umgebracht wurde.

Werner Milch, der Bruder von E. wurde auch verhaftet, kam aber wieder frei und floh mit seiner Frau nach England. Nach L.s Tode ging ich noch einmal durch seine verlassenen Wohnung und nahm einige kleine Gegenstände an mich, die ich ihm früher einmal geschenkt hatte, z.B. den Hl. Joseph, eine Holzfigur, die einem Bilde Willmanns, einem Maler aus Grüssau, ähnelte. Ich wollte damit verhindern, daß diese Dinge in unberufene Hände gerieten. Heinz Kempe berichtete mir, daß die SA-Leute, welche vor mir durch L.s Räume gegangen waren, verwundert vor einer Proletarierfrau, einem Bilde von K.Kolwitz, stehen geblieben waren.

Für mich bedeutete Alfreds Tod das Ende meines Gefühls als deutscher Staatsbürger. Man ahnte damals schon, daß es früher oder später zu einem Krieg kommen würde und im Falle dieses Krieges war ich nicht mehr bereit, mich für Deutschland einzusetzen, sondern wollte die ihm entgegengesetzten Mächte unterstützen.